

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 M., für 1 Monat 70 Pfg. (Postgebühr vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18698. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.50 M. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 M. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Die Leipziger Maurer, Zimmerer und Bauhilfsarbeiter lehnten den Spruch des Dresdener Schiedsgerichts und die Wiederaufnahme der Arbeit ab.

In der Kommission zur Beratung der Reichsversicherungsordnung haben die Nationalliberalen mit dem Schwarz-blauen Block gegen die Zentralisierung der Krankenkassen Stellung genommen.

Im Allensteiner Mordprozeß gegen Frau von Schönbeck wurden Vertuschungsmandate entfällt, an denen sich behördliche Personen beteiligten.

In Willepreux fanden bei einem Eisenbahnzusammenstoß 18 Passagiere den Tod.

Unser Wahlkampf.

Leipzig, 20. Juni.

Die bürgerlichen Parteien beschäftigen sich sehr intensiv mit den Chancen der Sozialdemokratie bei den nächsten Reichstagswahlen. Unter den Kombinationen, die dort auftauchen, zeichnet sich eine dadurch aus, daß dabei mit Zahlen operiert wird. Die Königlich-Preussische Volkszeitung stellt nämlich folgende Berechnung auf: Bei den letzten neun Nachwahlen haben die sozialdemokratischen Stimmen durchschnittlich um 33,3 Prozent zugenommen. Es ist zu erwarten, daß auch bei der allgemeinen Wahl der Stimmenzuwachs beträchtlich sein wird. Selbst wenn er nur 25 Prozent beträgt, würden der Sozialdemokratie im ersten Wahlgange die Mandate in allen jenen Wahlkreisen zufallen, in denen bei der letzten Wahl die sozialdemokratischen Stimmen 40 Prozent der gesamten Stimmenzahl ausmachten, weil dann eben hier die Sozialdemokratie die absolute Mehrheit hat. Solcher Kreise gebe es genau 50. Mit den jetzigen 47 gibt das 97 Mandate. Da auch in der Stichwahl noch Mandate zu erobern sind, so könne man sich ruhig auf 120 Sozialdemokraten im künftigen Reichstage gefaßt machen.

Die Rechnung hat manches für sich. Eine Zunahme der gesamten Stimmenzahl um 25 Prozent wäre nichts Außergewöhnliches. Es stieg ja unsere Stimmenzahl im ersten Wahlgang in folgendem Verhältnis:

Bei der Wahl im Jahre	gegen das Jahr	um Prozent
1884	1881	71
1887	1884	40
1890	1887	85
1893	1890	72
1896	1893	18
1903	1898	42
1907	1903	8

Es ist daher in der Tat sehr wohl möglich, daß jene 50 Kreise, in denen unsere Stimmenzahl bei der letzten Wahl mindestens 40 Prozent betragen hat, uns im ersten Wahlgange zufallen. Womit wir aber zu rechnen haben, das ist ein Zusammenschluß der bürgerlichen Parteien gegen uns. Wenn auch die Freundschaft zwischen den Liberalen und dem Schnapsblock noch so stark ausloderte bei der Finanzreform, wenn Nationalliberale und Konfervative sich gegenseitig beschimpfen, wie die Fischweiber, wenn sich die Nationalliberalen hier und da gar grimmig gegen das Zentrum gebärden, sie werden sich alle gar bald zusammenschließen. Daß die Freisinnigen, als sie sich den Namen Fortschrittler beilegen, daselbe reaktionäre Pack geblieben sind, das sie waren, beweist ja jetzt wieder das Beispiel in Uedem-Wollin mit aller Deutlichkeit. Allerdings schimpfen die Konservativen und die Bündler nicht übel, aber diese Kanonade bedeutet schließlich nur folgendes: Bis zu den Neuwahlen muß man Vorkehrungen treffen, damit die offenen und die verkappten Reaktionen von vornherein Hand in Hand gehen. Dazu kommt der großkapitalistische Wahlschacher, den der Hansabund vorbereitet. Sein Bestreben läuft darauf hinaus, Abkommen zustande zu bringen, bei denen das Unternehmerinteresse klipp und klar zum Ausdruck kommt. „Vertretung von Handel und Gewerbe“ ist die Hauptfahse. Welche politische Anschauung der Kandidat sonst hat, ist ja unendlich gleichgültig, wenn er nur stramm die Interessen des Kapitals vertritt. Als solche Kandidaten sind dann natürlich sowohl Konservative wie Zentrumsleute, Freikonervative, Nationalliberale wie „Fortschrittler“ geeignet. Höchstens könnte es sich um Zänkereien zwischen Bündlern und „Hansabund“, zwischen Vertretern der Grundrente und des Kapitalprofits handeln, aber auch da wird sich ein „Ausgleich“ schließlich finden.

„So wird eine Koalition der „Staatserhaltenden gegen den Umsturz“ sehr wahrscheinlich, und die Regierung wird sicher alles, was an ihr ist, tun, um eine Wahlparole zu schaffen, die sich in diesem Sinne ausschlagen läßt.

Deshalb scheint es sehr wahrscheinlich, daß wir nur dort Mandate erhalten, wo wir sie auf den ersten Hieb holen, wo mehr als 50 Prozent aller Wähler den roten Stimmzettel abgeben, während überall, wo eine Stichwahl notwendig wird, wir uns einem Block der bürgerlichen Parteien gegenüber sehen werden.

Freilich ist unsere Position so günstig wie kaum zuvor. Die soziale Entwicklung arbeitet uns vor. In den Jahren seit der letzten Wahl hat der Prozeß der Proletarisierung weitere Fortschritte gemacht. Die wirtschaftliche Krise hat Millionen von Arbeitern die schlimmsten Schattenseiten des Kapitalismus in schroffster Weise vor Augen geführt. Die allgemeine Leuerung, zum größten Teil herbeigeführt durch die Zollpolitik der Regierung und der herrschenden Parteien, hat selbst die Denkschwärmer ausgerüstet. Dazu kommt, daß die bürgerlichen Parteien samt und sonders

so ziemlich alles getan haben, um sich zu kompromittieren, um den Rest ihrer moralischen Würde zu verlieren. Eine nach der andern hat sich prostituiert. Erst die Infamie des Bülow-Blocks, bei der die Liberalen wie die Pudel das reaktionäre Vereinsgefäß apportierten und bei allen Vorlagen der Regierung über den Stod sprangen. Dann die Infamie des Schnapsblocks, bei der die Freisinnigen „unentwegt“ dafür eintraten, 400 Millionen indirekter Steuern zu bewilligen und so ihr eignes Programm anspien, während das Zentrum sich in seiner ganzen Nacktheit bei der Frage der Entschädigung der Arbeiter zeigte. Dann die Infamie der preussischen Wahlreform, bei der sowohl Zentrum wie Nationalliberale die fröschste Verhöhnung der Volksmasse an den Tag legten. Das sind die Haupttappen auf dem Wege der Schande des deutschen Bürgertums in den letzten Jahren, der kleinen Erbärmlichkeiten nicht zu erwähnen.

Angesichts dessen darf man ja, wenn man nicht an der menschlichen Vernunft verzweifeln will, darauf hoffen, daß auch die letzten Reste der Arbeiter, die bisher den bürgerlichen Parteien bei den Wahlen durchhalfen, ihnen den Rücken kehren und mit klingendem Spiel in das Lager hinübermarschieren, in das sie gehören — zur Partei des Proletariats. Und zweifellos muß auch die Zahl jener steigen, die ihrer sozialen Lage nach nicht zum Proletariat gehören, aber aus purem Ekel gegen die bürgerlichen Parteien stimmen.

So entsteht eine Lage, bei der wir von den kommenden Reichstagswahlen viel, sehr viel erwarten dürfen.

Indessen dürfen wir darüber zweierlei nicht vergessen: Erstens, daß gerade angesichts dieser Lage die bürgerlichen Parteien ihre ganze Kraft anspannen werden, um dem drohenden Schicksal zu entgehen. Daher können wir auf Erfolge nur rechnen, wenn wir unermüdet tätig sind bei unsrer Arbeit der Aufklärung und der Organisation.

Zweitens — und das ist die Hauptsache — müssen wir gerade in dieser Situation stets der Grundlagen unseres Parteiprogramms und unsrer Weltanschauung eingedenk sein. Wir sind und bleiben die revolutionäre Partei, für die der Kampf um das Parlament und der Kampf im Parlament von ungeheurer Wichtigkeit ist aber nicht der Ausschlag gibt. Wir müssen dessen eingedenk sein, daß die Sache des Proletariats nie und nimmer im Parlament entschieden wird, weil die herrschenden Klassen eher die Verfassung und alles was drum und dran hängt, preisgeben würden, ehe sie zugeben, daß ein Parlament mit einer sozialdemokratischen Mehrheit die Grundpfeiler der kapitalistischen Ordnung untergräbt.

Eine große Anzahl Mandate zu erringen, aus eigener Kraft zu erringen, ist für uns von Wichtigkeit, nicht weil wir hoffen, die Majorität im Reichstage zu erringen, nicht weil wir hoffen, durch Beeinflussung der Politik „in den sozialistischen Staat hineinzuwachsen“, sondern weil wir es verhindern wollen, daß die Reaktion noch weitere Verheerungen anrichtet, und weil es das beste Mittel ist, die

Seuilleton.

Der Octopus.

Eine Geschichte aus Kallifornien von Frank Norris. Eingeleitete Uebersetzung von Eugen v. Tempelk. 412] Nachdruck verboten.

„Die Bahn hat also von den meisten Ranchos Besitz ergriffen?“ fragte er.

„Von allen,“ erwiderte Presley. „Nachdem Magnus zum Rücktritt gezwungen worden war, ging die Liga sofort in Stücke. Die alte Geschichte — sie fingen untereinander Streit an. Dann kam ein Vergleich zustande, eine neue Liga wurde gebildet und ein neuer Präsident gewählt. Und jetzt begannen viele Mitglieder abzufallen. Die Bahn erbot sich, die umfritzenen Ländereien den Ranchleuten zu verpachten, ihnen, denen sie doch gehörten,“ rief Presley bitter aus, „und da der Pachtpreis — nominell — fast nichts war, so verstanden sich sehr viele dazu, den Pachtpvertrag zu unterzeichnen. Mit der Unterzeichnung des Vertrags erlangten sie natürlich den Rechtstitel der Bahn an. An Magnus aber wollte die Bahn nicht verpachten. In vierzehn Tagen übernimmt S. Behrman Los Muertos.“

„Zweifellos hat die Bahn ihm ihren Rechtstitel als Belohnung für seine Dienste abgetreten,“ bemerkte Cedarquist.

„Zweifellos,“ murmelte Presley müde und erhob sich, um zu gehen.

„Apropos,“ sagte Cedarquist, „haben Sie vielleicht am Freitag abend was vor? Möchten Sie nicht mit uns speisen? Die Wädeln gehen nächsten Montag aufs Land, und da werden Sie sie wahrscheinlich längere Zeit nicht

zu sehen bekommen für den Fall, daß Sie Ihre Ozeantour machen.“

„Ich fürchte ein sehr schlechter Gesellschafter zu sein,“ entgegnete Presley. „In mir ist kein Murr, kein Leben mehr. Ich bin wie eine Uhr, deren Feder gebrochen ist.“

„Nicht gebrochen, Pres, mein Junge, nur abgelaufen. Beruhigen Sie mal, ob wir Sie nicht wieder ein bißchen aufziehen können. Wir dürfen Sie also erwarten. Um sieben speisen wir.“

„Vielen Dank, Herr Cedarquist. Also bis auf Freitag um sieben.“

Als er wieder auf der Straße war, schickte Presley seine Reisetasche mit einem Botenjungen nach seinem Klub, wo er sich ein Zimmer bestellt hatte, und sprang dann auf einen nach der Castro-Straße fahrenden Tramwagen. Noch ehe er Bonneville verlassen hatte, war es ihm nach eifrigen Nachforschungen gelungen, Frau Hoovens Adresse in San Francisco zu erfahren; zu ihr begab er sich jetzt.

Wenn Presley Cedarquist gesagt hatte, daß er sich krank, übermüdet und matt fühlte, so war das nur die halbe Wahrheit gewesen. Er war völlig erschöpft und kraftlos. Aber aus seiner durch die äußerste Anspannung verursachten Gleichgültigkeit wurde er zeitweise aufgepeitscht durch Ausbrüche der Empörung, durch die nur Augenblicke währende Wiederkehr jener blinden, unbegreiflichen Kraft, die ihm den heißen Wunsch eingegeben hatte, schreckliche Vergeltung zu üben. Was er zu tun beabsichtigte, hätte er nicht sagen können; ein qualvolles Märtyrertum, eine heldenhafte Selbstaufopferung, deren Furchtbarkeit den sie Darbietenden nicht abzuschrecken vermochte, schwebte ihm vor. Er glaubte von dem blinden, irreführenden Heldenmut des Anarchisten angefeuert zu sein, der sein Opfer in die Luft sprengt und sich dabei voll bewußt ist, daß die Katastrophe auch ihn in den durch sie aufgewirbelten Strudel zieht.

Die ihm innewohnende Anentschlossenheit jedoch hemmte beständig seine Schritte. Kopflos, willensschwach, aufwallend und dann wieder zaghaft zögerte und zauderte er und verfiel, anstatt zu handeln, in dumpfes Brüten. Entschlüsse, die er in den dunkeln Nachstunden gefaßt hatte, gab er am Morgen wieder auf.

Gehandelt hatte er nur einmal. Und als er jetzt auf dem Tramwagen durch die windigen, schmutzigen Straßen sauste, mußte er zitternd daran denken. Die schreckhafte Vorstellung von dem, „was hätte werden können“, wenn die Nacht, zu deren Vollziehung er berufen zu sein gewöhnt hatte, völlig gelungen wäre, lastete schwer auf ihm. Presleys Einbildungskraft führte ihm immer wieder den Schauplatz seiner Tat vor die Augen. Er sah sich im Schatten der Bäume und Sträucher an das in einer Vorstadt Bonnevilles gelegene Haus herankriechen; mit lauernder Vorsicht und aufs äußerste angespannten Sinnen spähte er nach den erleuchteten Fenstern, deren aufgezogene Vorhänge den Blick ins Innere freiließen. Dann hatte er den Mann, auf den er lauerte, in das grelle Licht der Gasflammen treten sehen. Und weiter sah Presley sich selbst, wie er aufsprang und auf das Fenster zustürzte. Er glaubte noch das Gewicht von Cartahers Bombe, die „sechs Zoll gut plombiertes Gasrohr“, in seiner Hand zu fühlen. Mit hoherhobenem Arm schlenkerte er das tobbringende Geschöß. Ein Schauer zersplitterter Fensterscheiben regnete auf Presley nieder; ihm war, als ob er von brausender, rotflammernder Lohe umhüllt ins Leere fänke. Ein furchtbarer Krach zerriff die Luft, und die Erde bebte. Von dem Umkreise der im blitzschnellen Wirbel der Vernichtung sich drehenden Dinge wurde Presley jäh abgestoßen und fortgeschleudert in den leeren Raum, in Finsternis und Grauen. Und als ihm nach langer Zeit erst die Besinnung wiederkehrte, wußte er nur, daß er, außer sich vor Schreck und dem Wahnsinn nahe, so schnell ihn seine Füße trugen, leuchtend